

Wöchentliche Beilage zur Echerner Ostdeutschen Zeitung.

№ 8. 1894.

Gebrüder Brauns.

Novelle von Carl Ed. Klopfer.

1. (Nachdruck verboten.)

In einem der hübschen Gärten, welche die an der Grenze des kleinen Städtchens sich erhebenden Landhäuser umgeben, wandelte an einem herrlichen Oktobermorgen ein junges Paar unter den Bäumen, deren Laub die Herbstsonne bereits in das bunte Flitterkleid von Gelb, Roth und Braun gehüllt hatte. Beide befanden sich in Reiseliedern, und auch aus ihrem Gespräche war zu entnehmen, daß sie sich zum Abschied rüsteten. Mit einem wehmüthigen Blick streifte das junge Mädchen die abgewelkten Nasenpläße, zwischen denen sie am Arme ihres Begleiters langsam dahinschritt.

„Wenn ich wirklich denken müßte, daß ich diese Stätte nie wieder sähe,“ sagte sie, „den Schauplatz von Freud und Leid meiner Kindheit! Als ich den armen Vater verlieren mußte, da war's mir wenigstens ein Trost, hier durch jedes Bäumchen, das er gepflanzt, durch jedes Plätzchen, auf dem er gerne gewellt, täglich an ihn erinnert zu werden. Und jetzt sollen fremde Menschen hier hausen! Mir ist's, als stürbe mir der geliebte Todte zum zweiten Male.“

Der Mann, eine auffallend hübsche Erscheinung, blieb stehen und sah seiner Begleiterin lächelnd in das sanfte, liebevolle Gesicht.

„Aber Schätzchen, wer sagt Dir denn, daß Du nie mehr hierher zurückkehren sollst? Ein Besuch an der Stätte Deiner Kindheit steht Dir ja immer frei, so oft Du Verlangen darnach trägst.“

Die junge Dame entwand sich mit einer sanften Bewegung seinem Arm, den er um ihre Taille zu legen versuchte, und zuckte mit einem Seufzer die Achseln.

„Du verstehst mich nicht, Emmerich —“ Sie wollte mehr sagen, brach aber mit einem erneuten Seufzer ab, der wieder ein Lächeln auf die Lippen des Begleiters lockte.

„Dein ewiger Vorwurf, Marianne! Doch Du magst Recht haben, ich bin keine besonders romantische Natur. Am Ende steckt doch das Kaufmannsblut in mir, obwohl mein Bruder das bestreitet. Uebrigens kannst Du es mir doch auch nicht verdenken, wenn ich Deine sentimentale Neigung für dieses Städtchen nicht zu theilen vermag. Mir leben ja hier keine süßen Erinnerungen, ich bin ja fremd hier.“

„Nun, ich glaube, Du hast auch sonst keinen Ort, dem Du das, was Du 'sentimentale Neigung' nennst, entgegenbrächtest,“ erwiderte Marianne in einem so unbefangenen Ton, daß ihre Worte kaum einen Stachel besaßen. Emmerich lachte auch ganz fröhlich auf.

„Vielleicht hast Du's errathen. Was kann ich dafür, daß ich die Dinge nicht mit Deinen seelenvollen, sinnigen Augen betrachte! Aber warte, wenn Du erst mein liebes angetrautes Weibchen geworden bist, dann will ich mich redlich bemühen —“

„Was?“ entgegnete sie mit liebenswürdigem Spott, „auch so eine langweilige Schwärmernatur zu werden, wie ich?“

„Habe ich Dir jemals dergleichen vorgeworfen?“ sagte er rasch.

„Nein, nein,“ lächelte sie im Weitergehen, „so nennst Du mich höchstens in Gedanken. Aber es schmerzt mich, daß Du mich noch so wenig kennst. Du bist viel in der Welt herumgekommen, hast Deine Jugendliebe weit genug hinter Dir, um sie schon vergessen zu haben, und lächelst nun über die Gefühlsäußerungen meines unerfahrenen Herzens.“

Ich schätze ja Deine Ehrlichkeit hoch, mit der Du



Die zerrissene Tasche. Nach einem Gemälde von B. Deaenbart. (S. 59)

mir unumwunden gestanden hast, daß ich nicht die Erste bin, die Dein Herz zu fesseln vermochte. Daß ich's überhaupt konnte, ich gestehe es, das ist mir räthselhaft, denn Du mußt auf Deinem Lebensweg doch sicher schon weit liebenswürdigern Frauen begegnet sein —"

"Du Narrchen! Weißt Du denn nicht, daß der, welcher sich im wilden, ermüdenden Strudel der Welt herumgeschlagen hat, erst erkennen lernt, wo die süße Blume einer echten, trauten Liebe am herrlichsten blüht? Ich glaubte einst, mein Leben schon genossen zu haben, weil ich mich ermattet fühlte, da bin ich Dir begegnet, und für alle Zeiten sei die Stunde gesegnet! Du sollst meine Lehrmeisterin sein, die mich zu einem besseren Menschen macht, die Sonne eines neuen, wahrhaft glücklichen Lebens, das ich nun beginnen will."

Sein Ton war so warm, daß sie erkennen konnte, sein Herz habe vollen Antheil an seinen Worten. Ein seliges Roth überstrahlte das klare Antlitz der jungen Braut, und innig erwiderte sie den Händedruck, mit welchem er ihre zarten Fingerspitzen an die Lippen zog.

"Und nicht wahr, Marianne," flüsterte er ihr zärtlich zu, "Du weißt's ja auch, daß ich Dich treu und von ganzem Herzen liebe, wie man eben nur einmal lieben kann!"

Er legte seinen Arm um ihre Schultern und drängte das helle Lockenköpfchen an seine Brust, aber ehe sich noch ihre Lippen gefunden hatten, wurden sie durch einen Schritt hinter ihnen auf dem Kieswege gestört.

Die Mundwinkel des jungen Mannes verzogen sich etwas unmutig, als er die Nahende erblickte, eine kleine, ältliche Dame mit blassem, vergrämtem Gesichte. Es war die Mutter der Braut, die verwitwete Konsistorialrätthin Grunow.

"Da steht ihr Beide und drinnen wartet das Frühstück," sagte sie mit leisem Vorwurf. "Und ihr wißt doch, wir haben keine Zeit zu versäumen; der Zug geht kurz vor zehn Uhr ab und wird wohl nicht auf uns warten."

"Wahrhaftig!" rief Emmerich, auf seine Uhr sehend. "Marianne, wir haben uns verplaudert. Komm, wir müssen uns sputen."

Mit der Miene des echten Salonhelden bot er der künftigen Schwiegermama den Arm und führte sie nach dem einfachen Landhäuschen. Marianne, die den rechten Arm der Mutter genommen hatte, warf noch einen Blick zurück, in der doppelten Absicht, noch einmal den lieben alten Garten zu überschauen und die Thränen zu verbergen, die unter ihren Wimpern hervorperlten.

"Mach' mir nicht auch noch das Herz schwer," flüsterte Frau Grunow ihrer Tochter zu, "Du weißt ja, wie sehr ich mir Gewalt anthue, um fest zu bleiben. Ich verliere hier mehr als Du, denn Du hast Dein Glück noch in der Zukunft, ich aber lasse es hier zurück."

"Nun, gnädige Frau, haben Sie Alles zu Ihrer Zufriedenheit geordnet?" unterbrach sie Emmerich. "Wann ziehen die neuen Bewohner ein?"

"Lebervorgen, so viel ich weiß," sagte die Konsistorialrätthin etwas scharf. "Der Notar hat mir gestern den Kaufschilling übermittelt."

"Verzeihen Sie, ich war wohl etwas undelikat," begann Emmerich nach einer kleinen Pause, die ihn zum Bewußtsein seines Schnitzers brachte. "Es ist wohl begreiflich, daß es Ihnen nicht sehr leicht wird, Ihr langjähriges Heim zu verlassen, aber Sie bleiben ja bei Ihrem Kinde, dessen Glück meine ganze Lebensaufgabe sein soll!"

Frau Grunow antwortete nicht, sondern stieg rasch die paar Stufen zum Hausflur empor und eilte voraus nach dem Speisezimmer.

Der Bräutigam blickte etwas verdutzt auf Marianne, die sich an seinen Arm hing und

ihn, ehe er noch etwas sagen konnte, mit sich fortzog in das Haus hinein.

Außer Frau und Fräulein Grunow und deren Bräutigam befanden sich nur wenige Leute auf dem kleinen Bahnhofe, um den Zug zu erwarten, der auf seiner Fahrt nach der Hauptstadt nur auf einige Minuten an dieser abgelegenen Station anzuhalten pflegte. Emmerich und Marianne wandelten Arm in Arm den Bahnsteig entlang und sahen voll Ungeduld wiederholt nach der Richtung aus, von wo der Zug angefahren kommen sollte. Die Konsistorialrätthin hatte sich indessen in den Wartesaal gegeben. Der junge, hochgewachsene Mann erregte einiges Aufsehen unter den Leuten, um so mehr, als dieselben hier ohnedies keinen anderen Zeitvertreib fanden, als ihre Nebenmenschen zu betrachten.

Emmerich war aber auch wirklich das, was man allerorten mit Fug und Recht einen "schönen Mann" nennt. Wie gewisse Frauen auf den Mann geradezu berückend wirkten, ähnlich so gefiel dieses Männerantlitz gleich beim ersten Anblick den Frauen, und Emmerich verstand denn auch, seine Rolle als verhätschelter Damenliebhaber allerorten mit siegesgewisser Selbstgefälligkeit zu spielen.

Jetzt trat ein Bahndiener an die Signalglocke und verkündigte mit hellen Schlägen das Nahen des mit mehr oder weniger Ungeduld erwarteten Zuges. Marianne zog rasch ihren Arm aus dem des Begleiters und eilte nach dem Wartezimmer, die Mutter zu holen. Der Bräutigam blieb indessen mit den ihm anvertrauten kleinen Gepäckstücken auf dem Bahnsteige. Dumpf brausend fuhr das Dampfroß heran. Emmerich blickte die Wagenreihe entlang, um nach einer passenden Abtheilung zweiter Klasse auszuspähen. Plötzlich warf er mit der Miene der Ueberraschung den Kopf empor, dann machte er eine rasche, fast unwillkürliche Bewegung nach einem Fenster des letzten Schlafwagens hin. Dort zeigte sich das herrlich gezeichnete Profil eines brünetten Frauenkopfes. Er hielt jedoch im nächsten Moment inne, denn er hörte die Stimme der Konsistorialrätthin neben sich.

"Hier, hier, Herr Brauns — da haben wir ja, was wir brauchen. Komm', Marianne!"

Mit vieler Geschäftigkeit half er den Damen in den Wagen und reichte ihnen die beiden Handtaschen und den in Riemen geschnallten Plaid hinauf. Ehe er aber selbst das Trittbrett bestieg, warf er noch einen raschen, schenen Blick die Wagenreihe hinab nach dem letzten Fenster. Dort war der Frauenkopf schon wieder verschwunden.

"Es kann doch nicht sein!" murmelte er im Aufsteigen. "Eine tüchtige Aehnlichkeit."

Marianne und ihre Mutter, deren Gedanken wohl noch in der verlassenen Heimath weilten, blieben am Anfang der Fahrt sehr schweigsam. Um so dankbarer daher waren sie ihrem Begleiter, der sie mit Scherzen und Plaudern allmählig zur Heiterkeit zu stimmen wußte. Emmerich entfaltete eine liebenswürdigkeit, der man auf die Dauer nicht widerstehen konnte; er gab sich alle Mühe, die Damen und — sich selbst trüben Gedanken zu entreißen.

Von Zeit zu Zeit beugte er sich aus dem Wagenfenster, um angeblich nach dem Wetter zu sehen. Besonders schien er den Wolken hinter ihnen eine große Aufmerksamkeit zuzuwenden. Bei diesen Beobachtungen streifte sein Blick stets die schaukelnde Wagenreihe hinunter, die durch den bewußten Schlafwagen abgeschlossen wurde. Aus dem letzten Fenster flatterte der Zipfel eines blauen Schleiers, ein allerliebster Signalfähnchen für Emmerich's spähen-des Auge. Er hatte diesen blauen Schleier vorhin auf dem grauen Reishütchen jener Dame

bemerkt, aber von dieser selbst war jetzt nicht das Geringste zu sehen.

Die Fahrt nach der Hauptstadt dauerte nicht lange. Nach etwa zwei Stunden tauchten bereits die Thürme der Riesenstadt am Horizonte empor, und kurz darauf hielt der Zug unter dem hochgewölbten Glasdache der Bahnhofshalle. Mit nervöser Hast sprang Alles aus den Wagen und drängte den Ausgängen zu.

Marianne und ihre Mutter, die das Gewühl mit banger Unbehaglichkeit beobachteten, blieben etwas zurück, um nicht in den ersten tollen Strudel gezogen zu werden. Emmerich führte die Konsistorialrätthin am rechten Arm, mit der Linken die Gepäckstücke schleppend. Auf dem Wege zur nächsten Ausgangsthür sah er wiederum nach dem bewußten Schlafwagen zurück, dessen Thüren standen weit offen; die Passagiere mußten das Coupé schon längst verlassen haben. Brauns seufzte erleichtert auf, aber im Weiter-schreiten mußte er sich gestehen, daß es ihn doch interessirt hätte, Gewißheit darüber zu erhalten, ob er sich in seinen Vermuthungen über die Dame getäuscht habe oder nicht.

In der Ausgangshalle herrschte ein schier undurchdringliches Gewirre, nur langsam rückte Emmerich mit seinen Begleiterinnen vorwärts. Da rieselte plötzlich ein gelinder Schauer über den Rücken des jungen Mannes; er sah vor sich einen blauen Schleier auftauchen, der ihn mit unbehaglichen Ahnungen erfüllte. Dem ersten Antriebe folgend, wäre er am liebsten umgekehrt, aber er hätte das nicht vor seinen Begleiterinnen zu rechtfertigen vermocht und überdies machte der nachdrängende Haufen die Ausführung eines solchen Vorzuges unmöglich. Unaufhaltbar ging es vorwärts, der blaue Schleier mit dem Reishütchen rückte immer näher, sie mußten knapp an ihm vorbeikommen — und es gab kein Entrinnen mehr.

Die Zähne in die Untertippe gegraben, den Blick gerade vor sich hingerrichtet, setzte Emmerich festen Schrittes seinen Weg fort. Er behielt nur den Ausgang im Auge, aber er sah doch, daß ihm die Trägerin des blauen Schleiers den Rücken zugekehrt hatte. Jetzt war er nur noch eine Armslänge von ihr entfernt, da wandte die Reisende sich um, so daß ihr Arm fast die Schultern Emmerich's streifte. Dieser hielt den Athem an und drängte mit Hast vorwärts, als brenne ihm der Boden unter den Füßen.

"In's Hotel Kaiserhof!" hörte er eine Stimme hinter sich dem Träger befehlen; er erkannte diese Stimme, ebenso wie er ihre Eigenthümerin jetzt auch auf's Bestimmteste erkannt hatte. Und auch sie mußte ihn erkannt haben. Er hatte deutlich gesehen, wie sie bei seinem Anblick zusammengescreck, und wie ein tiefes Roth in ihrem kühn geschnittenen Antlitz aufgetaucht war.

"Dieses geräuschvolle Treiben auf den Bahnhöfen fällt Einem wirklich auf die Nerven," sagte er draußen auf der Straße zu Frau Grunow, während er eine Droschke herbeiwinkte. "Mir schwirrt förmlich der Kopf davon."

Die Damen stimmten ihm seufzend bei und bestiegen den Wagen, der sie in's Hotel du Nord fahren sollte, wie Emmerich anordnete.

"Ich denke, Du hast uns den 'Kaiserhof' empfohlen?" meinte Marianne.

"Ja, aber es ist dort zu viel Verkehr, wie ich erst nachträglich bedachte. Ihr werdet es wohl vorziehen, in einem weniger besuchten Gasthose der Ruhe zu plegen. Uebrigens werdet ihr im Hotel du Nord nicht weniger gut bedient werden."

Bei diesen Worten war er eifrig bemüht, den etwas widerspenstigen Wagenschlag in's Schloß zu bringen, welche Anstrengung es wohl war, die ein leichtes Roth in sein Gesicht drängte.

Emmerich sorgte in dem Gasthose mit sehr viel Umsicht und Sorgfalt für die Bequemlich-

keit der Damen, die er erst dann verließ, als er sie bereits in ihren Zimmer untergebracht hatte. Er verabschiedete sich mit der Zusicherung, gleich nach Mittag wieder vorzusprechen, um sich zu überzeugen, ob die Damen sich von den Beschwerden der kleinen Reise vollkommen erholt hätten.

Als er den unten noch harrenden Wagen bestieg, lag eine Wolke auf seiner Stirn, und die Lippen, die eben noch so liebenswürdig und verbindlich gelächelt hatten, waren fest aufeinandergepreßt. Im mürrischen Tone rief er dem Kutscher die Weisung zu: „Börsenstraße — Gebrüder Brauns!“

Der Weg nach der Börsenstraße, dem Centralpunkt des hauptstädtischen Handels, führte auch an dem Hotel Kaiserhof vorüber. Emmerich sah mit scheinem Blick nach den Fenstern hinauf und schüttelte mißmuthig das schwarzlockige Haupt.

„Welch' ein Satan sie nur hergeführt haben mag?“ murmelte er, sinnend in die Wagenkissen zurückgelehnt. „Und sie hat mich erkannt, das steht außer allem Zweifel. Fatale Geschichte! Aber hübsch, ganz verteuftelt hübsch ist sie immer noch!“

2.

Als Emmerich durch die Komptoirräume schritt, begrüßten die Angestellten ihren jüngeren Chef mit schuldiger Achtung, aber hinter ihm wurde manches heimliche Lächeln bemerkbar. Man flüsterte sich zu, stieß sich gegenseitig an und zuckte die Achseln. Hier imponirte der siegesgewohnte Mann augenscheinlich nicht mit seiner glänzenden Erscheinung.

Leopold Brauns verließ seinen Schreibtisch, als er den wohlbekannten Schritt des Bruders vernahm, und eilte ihm entgegen. Auf seinem sonst so gelassenen, etwas bleichen Gesichte lag der Ausdruck einer rührenden Freude, als er dem Ankömmling beide Hände entgegenstreckte.

„Ja, alter Schwede, da hast Du mich wieder!“ rief Emmerich mit etwas erkünstelter Heiterkeit. „Ich denke, das Geschäft hat mich nicht vermißt, hahaha!“

„Wofür wäre denn ich da?“ erwiderte der Ältere und zog den Bruder in's Privatkomptoir, wo er ihn in einen Sessel drückte, ihm Hut und Mantel abnahm und sich ihm gegenüber in einen Stuhl warf. Dann drückte Leopold nochmals die Hände des Anderen und sah voll Zärtlichkeit in das hübsche Gesicht.

„Ich kann Dir's wahrhaftig gar nicht sagen, wie ich mich freue, Dich wieder hier zu haben, und noch dazu so! Ich bin bis an die Decke gesprungen, als ich Deinen Brief erhielt. Und wie prächtig Du aussehst, mein Goldjunge! Ja, ja, das Glück leuchtet aus Deinen Augen. Aber jetzt erzähle, erzähle! Ich bin fürchterlich neugierig, von ihr zu hören, Sie zu sehen. Sie ist doch schon da, nicht wahr? Du hast Sie doch mitgebracht?“

„Sie ist da, ja, sie ist da!“ sagte Emmerich etwas zerstreut und fuhr sich nachdenklich über die Stirn. Dann aber ging er mit Eifer daran, dem Bruder die verlangten Mittheilungen zu machen.

Emmerich Brauns war wieder einmal mehrere Monate auf Reisen gewesen, „theilweise auch in Geschäftsinteressen“, wie es nebenher hieß, in Wirklichkeit aber ging der junge Chef bei solchen Touren lediglich seinen Privatvergünstigungen nach. Es bestand ja zwischen den beiden Brüdern längst die stillschweigende Verabredung, daß der Ältere mit seiner in der ganzen kaufmännischen Welt angesehenen Tüchtigkeit das vom Vater überkommene Geschäft leitete, während der Andere, den Neigung und Gewohnheit mehr zum „Kavalier“ gemodelt hatten, die Firma im In- und Auslande nur dadurch vertret, daß er in seiner Lebensweise ein glänzendes Zeugniß von dem gediegenen

Wohlstand des Hauses gab. Leopold, der sich nirgends wohler fühlte, als zwischen seinen Komptoirwänden, und dem Bruder eine geradezu schwärmerische Liebe entgegenbrachte, fand das ganz selbstverständlich; so war es schon von jeher gewesen, und Beide hatten sich wohl dabei befunden. Nur etwas hatte bisweilen den schlechten, redlichen Sinn Leopold's unangenehm berührt, das war des Bruders Flatterhaftigkeit den Frauen gegenüber. Um so freundlicher hatte er daher die Nachricht begrüßt, daß Emmerich endlich die „Rechte“ gefunden habe und entschlossen sei, in den Hasen einer friedlichen, gut bürgerlichen Ehe einzulassen. Das war der erste wirkliche Erfolg der sogenannten Geschäftsreisen des jungen Kaufmanns, „aber der galt“, wie Leopold voll Freude ausrief, als ihm der Bruder davon schrieb. Jetzt war das Glück, das er in seiner Bruderliebe empfand, erst vollkommen, denn jetzt trübte kein Schatten mehr das Ideal; Emmerich war ja doch „ein ganzer Kerl“, der sich aus all' den leichtsinnigen Liebeshändeln ein treues, echt und warm empfindendes Herz gerettet hatte.

„Und im Drang Deiner seligen Verliebtheit hast Du alle Hindernisse eilig hinweggeräumt, die Braut einfach in die Arme genommen und entführt? Bravo! Und jetzt wird ebenso schnell Hochzeit gemacht?“

„Sobald wir eingerichtet sind,“ entgegnete Emmerich. „Es hat sich just ein Käufer für das Anwesen meiner Schwiegermama gefunden, und so traf es sich so glücklich, daß ich meinen Schatz gleich mit mir nehmen konnte. Marianne wird mit ihrer Mutter so lange im Hotel du Nord wohnen, bis wir hier im Hause die neue Wirthschaft eingerichtet haben und die vorgeschriebenen Förmlichkeiten bezüglich des Standesamtes erfüllt sind, was hoffentlich Alles in kürzester Zeit erledigt sein wird.“

„Was die nothwendige Umgestaltung unseres Hauswesens betrifft, so soll diese in längstens zwei Wochen bewerkstelligt sein, darauf kannst Du Dich verlassen,“ rief Leopold, in heiterer Erregung auf und ab gehend. „Ich brenne ja vor Begierde, Dein liebes Weib hier schalten und walten zu sehen. Guer Glück wird auch das meinige sein.“

Er hielt plötzlich inne und wandte sich nach Emmerich um.

„Aber, höre 'mal,“ begann er dann wieder, „Du hast doch Deiner Braut nicht verschwiegen, daß in unserer Stadt so manche Mädchen sind, die sich durch Deine Verlobung in ihren Erwartungen und Hoffnungen bitter getäuscht sehen werden, he?“

„Marianne weiß Alles — natürlich nur oberflächlich; am Ende hat man ja doch Discretion zu bewahren, und sie ist von der gänzlichen Umwandlung meiner Ansichten über Treue und Beständigkeit mit Recht überzeugt.“

„Nun, dann kann sich nichts zwischen euch stellen!“ athmete Leopold erleichtert auf. „Du lieber Himmel, wenn Du gesehen hättest, wie die Nachricht von Deiner Verlobung hier in der Gesellschaft wirkte!“

Emmerich zuckte lachend die Achseln; seine Miene nahm für einen Augenblick wieder die Selbstgefälligkeit des Gecken an.

„Arme Dinger! Aber was will ich machen? Alle hätte ich ja doch nicht heirathen können, und so bevorzuge ich wenigstens Keine von ihnen.“

„Aber es wird doch noch einige unangenehme Nachspiele absehen!“

Emmerich blickte stirnrunzelnd zu Boden. Nachspiele? Ja, wahrhaftig, er fürchtete etwas deraartiges. Vielleicht bereitete sich ein solches schon vor zwischen den Wänden eines Zimmers im Hotel Kaiserhof.

„Fah!“ sagte er leichthin, „ich denke nicht allzu viel gesellschaftlichen Verkehr zu pflegen,

und wie ich Marianne kenne, wäre es ihr nichts weniger als willkommen, ein Haus machen zu müssen. Nein, Leopold, wir wollen uns ein trauliches Heim bauen, in das uns Niemand hineingucken soll.“

Leopold drückte ihm mit einer Thräne im Auge die Hand. „Ihr werdet glücklich sein!“ sagte er bestimmt. „Aber nun führe mich doch zu meiner Schwägerin, sei nicht so neidisch, mir ihren Anblick so lange vorzuenthalten.“

„Ich versprach nach Tisch bei den Damen vorzusprechen. Ich werde Dich anmelden und Du kommst nach Schluß der Börse nach. Ist's Dir recht?“

Leopold erklärte sich damit einverstanden und so schieden sie einstweilen.

(Fortsetzung folgt.)

Die zerrissene Tasche.

(Mit Bild auf Seite 57.)

Die gute Alte auf dem auf S. 57 wiedergegebenen Genrebilde von V. Degenhart will ihren gewohnten Abendtrunk holen. An dem Auschanfenster der Brauerei angelangt, entdeckt sie aber mit Schrecken, daß sie ihr Geld verloren hat. In ihrer Tasche ist die untere Naht aufgegangen, und durch dies Loch müssen die Münzen gefallen sein, denn sie befinden sich nicht mehr in der Tasche. Das Unglück ist aber in Wirklichkeit nicht so groß, wie die Frau denkt. Durch einen günstigen Zufall ist das Geld nicht schon auf der Straße durch das Loch geschlüpft, sondern erst, als sie bereits vor dem Schankfenster angelangt war. Wir sehen die Münzen zu ihren Füßen auf der Erde liegen, sie selber aber hat sie noch nicht entdeckt — um so größer wird dann die Freude sein.

Känguruhs und Schnabelthier.

(Mit Bild auf Seite 60.)

An meisten charakteristisch für die Thierwelt Australiens sind das Känguruh und das Schnabelthier (siehe das Bild auf S. 60), zwei Wesen von ganz absonderlicher Gestalt, die gewissermaßen auf einer früheren Entwicklungsstufe stehen geliebt zu sein scheinen. — Das Känguruh oder Springbeutelthier hat besonders lange und starke Hinterbeine, die seine vorzugsweisen Bewegungsorgane bilden. Diese Thiere, deren es mehrere Arten von verschiedener Größe gibt, sind harmlose Pflanzenfresser mit sehr unbedeutenden geistigen Anlagen. Das Weibchen wirft immer nur ein einziges Junges, das es in dem Beutel oder der Hautfalte am Unterleib verwahrt und mit sich herumträgt, bis es ungefähr die Größe eines Felschhans hat. — Das Schnabelthier ist etwa 50 Centimeter lang, wovon 12 Centimeter auf den Schwanz kommen. Es hat den platten Leib eines Bibers oder Fischotters und kurze Beine mit fünf durch Schwimmhäute verbundenen Zehen an den breiten Füßen, die zum Schwimmen und Graben dienen. An dem kleinen flachen Kopfe sitzt ein Entenschnabel, der das Thier gewissermaßen als Uebergang vom Vogel zum Vierfüßler erscheinen läßt, aber mit vier Hornzähnen in den Kinnladen und eben solchen an der Zunge versehen ist. Es lebt als scheues Dämmerstier an Flüssen und Teichen, schwimmt und taucht vortrefflich.

Das Zavetinafest in Serbien.

(Mit Bild auf Seite 61.)

Unter den zahlreichen serbischen Festen sind bei dem Landvolke die sogenannten Zavetina (d. h. Gelübde, besonders beliebt, die man zwischen Ostern und Mariä Himmelfahrt, meist in der Nähe einer Kirche oder eines Klosters, feiert. Unser Bild auf S. 61 stellt ein solches Zavetinafest am ersten Ostertage im Hofe des Klosters Manaja dar. Nach dem Gottesdienste in der Klosterkirche begeben sich alle Festtheilnehmer in den Hof, wo ihre Frauen und Töchter auf dem Rasen Teppiche ausbreiten. Darauf stellen sie das Sofa, einen ganz niedrigen Tisch, an dem neben dem Priester und dem Dorfschulzen auch der für diesen Tag gewählte Domatichin (d. h. Hausvater) oder Festvorstand Platz nimmt. Auf das Sofa und die Teppiche stellt man Speisen und Getränke und einen Leuchter mit einer Kerze, dann spricht der

Der schwarze Sam.

Australische Erzählung von Felix Lilla.

(Nachdruck verboten.)

Priester das Tischgebet, worauf sich die Männer ringsherum nach morgenländischer Weise niedertauern; weiter zurück sitzen die Weiber und Mädchen im Graze. Wenn bei den Speisen die Reihe an das aufgetragene Lamm kommt, stehen Alle auf, der Priester segnet den Braten und den Kuchen, zündet die Kerze an, und nun singen alle Anwesenden ein altes Kirchenlied, nach dessen Schluß der Geistliche mit dem Domatschin den Kuchen bricht. Nachher wird die Stimmung heiterer, man scherzt und lacht, und zuletzt fassen sich die Mädchen bei den Händen und tanzen jugend einen Reigen, wie auf unserem Bilde dargestellt. Die Mädchen werden nachher dafür mit Geld beschenkt, während die Bauern buntgefärbte Eier an die anwesenden Gäste vertheilen.

Ein heißer Tag war's zur Zeit des südlichen Hochsommers im Januar 1854. In der Wildniß zwischen den Hügeln und Felsen am Erskineflusse trieben zwei Reiter energisch ihre müden Pferde vorwärts. Der Eine war ein härtiger Goldgräber, der Andere ein junger deutscher Arzt, Doktor Karl Günther, aus dem großen Goldgräberlager im Süden, der in seiner Reisetasche bei sich führte, was er brauchte zur Anlegung eines Gypsverbandes. Es handelte

sich nämlich um den Beinbruch eines Gefährten Jim's, so hieß der härtige Miner, nach dessen Zunamen der Doktor nicht einmal gefragt hatte, als er sich durch ein bedeutendes Geldangebot verlocken ließ zu dem beschwerlichen weiten Ritt.

Seit einigen Stunden waren sie keinen wandernden Goldgräbern mehr begegnet, nur einmal einer Schaar berittener Polizisten, welche den Busch mit ganz ungewöhnlichem Eifer durchstöberten. Kein Wunder! Einige Tage zuvor war die nach Dubbo bestimmte Goldsendung von Buschräubern überfallen und ausgeplündert worden. Der Werth des gestohlenen Goldes betrug nahezu eine Viertelmillion Pfund



Känguruhs und Schnabelthier. (S. 59)

Sterling. Man nahm an, daß die Bande des berühmten schwarzen Sam diesen verwegenen Streich ausgeführt habe. Auf die Ergreifung der Räuber und Wiedererlangung des gestohlenen Goldes war eine Belohnung von zehntausend Pfund Sterling gesetzt worden.

„Sind wir noch nicht bald an Ort und Stelle?“ fragte Doktor Günther.

„Gleich!“ versetzte Jim Latonisch.

Sie ritten in eine schmale, düstere Schlucht ein, durch welche der vom Bache gebildete Pfad sich hinzog. Zur Regenzeit mußte wild das Wasser des Baches hier herunterbrausen. Viel Gerölle lag umher im wüsten Durcheinander.

Als sie um eine Biegung gekommen waren, sah der Deutsche ein kleines Zelt, einen Sandhaufen und ein Erdloch vor sich, bei welchem

zwei Goldgräber herumlungerten und ihre Pfeifen rauchten.

„Sind das eure Kameraden?“

„Ja, Doktor.“

„Na, die scheinen es gerade nicht sehr eilig mit der Arbeit zu haben.“

„Um, Ihr wißt wohl, Doktor, wenn man Krankheit im Hause hat, so gibt das immer Störung im Geschäft.“

„Der Kranke ist im Zelte?“

„Nein, im Zelte war kein Platz für ihn, deshalb haben wir eine Art Hospital ausfindig gemacht — Ihr werdet die schlaue Einrichtung sogleich bewundern, Doktor!“

Beide stiegen von den Pferden, die nach einem nahen Grassleck hinliefen, wo eine Quelle aus dem Felsen hervorprudelte.

„Was gibt's Neues, Jack?“ fragte Jim den einen Goldgräber.

„O, nichts Besonderes,“ versetzte der Angeredete.

„Vormittags kamen ein paar Polizisten vorbei und ließen sich die Erlaubnißscheine zeigen. Natürlich fanden sie Alles ganz in Ordnung.“

„Wünschten sie sonst noch etwas zu wissen?“

„Sie fragten uns, ob wir etwas vom schwarzen Sam und seinen Gefellen gesehen hätten; wir antworteten, hier herum hätte sich nichts Verdächtiges bemerkt gemacht.“

„Und dann sind sie fortgeritten?“

„Ja, sie wollten nach Westen, sagten sie, nach den Bergen von Vodangora.“

„Dann werden wir sie sobald nicht wieder sehen. Wo sind die Anderen?“



Das Javelinafest in Serbien. (S. 59)

„Billy ist bei ihm. Tom, Bob und Ned sind nach Nordosten in den Wald gegangen nach der großen Schäferei von Henderson, um Hammelfleisch zu kaufen.“

Günther machte jetzt Zeichen der Ungeduld.

„Ja, ja, Doktor, jetzt sind wir gleich so weit,“ sagte Jim gleichmüthig, indem er ein seidenes Tuch aus seiner Tasche hervorzog. „Nur ist Gins noch nöthig. Erlaubt, daß ich Euch die Augen verbinde!“

„Seid Ihr verrückt? Darauf lasse ich mich nicht ein!“

„Doktor, seid vernünftig! Bedenkt wohl, es handelt sich um ein großes Geheimniß!“

„Euer Gebahren gefällt mir nicht.“

„Doktor, macht keine Dummheiten! Ihr werdet von uns bezahlt und müßt Eure Pflicht thun.“

„Unter solchen Umständen will ich das nicht.“

„So muß man Euch dazu zwingen,“ sprach Jim und gab seinen Kameraden einen Wink. Alle Drei zogen plötzlich ihre Revolver heraus und richteten die Mündungen auf den jungen Deutschen. „Wollt Ihr nun das thun, wofür man Euch bezahlt? Oder wollt Ihr lieber erschossen und in dem Boche da verscharrt werden?“

„Da ziehe ich natürlich das Erstere vor,“ brummte der Doktor. „Aber sagt doch, weshalb wollt Ihr mir unnöthiger Weise die Augen verbinden?“

„Ja seht, wir haben da eine erstaunlich ergiebige Goldgrube. Ihr werdet dieselbe sehen, aber der Zugang muß Euch unbekannt bleiben. Uebrigens seid ganz unbeforgt; es wird Euch kein Leid geschehen.“

Günther ließ es murrend zu, daß man ihm die Augen verband. Darauf drehte man ihn ein paarmal in Kreise herum und führte ihn etwa hundert Schritte abseits. Plötzlich empfand er eine Kühle, wie in einem unterirdischen Keller. Er hörte das Nieseln von Wasser. Jim, der ihn bei der Hand gefaßt hatte und die Medizintasche trug, führte ihn sorgsam wie ein kleines Kind, indem er zuweilen rief: „Bückt Euch! Bückt Euch!“ Einmal, als der Deutsche sich nicht genügend bückte, stieß er mit der Stirn leicht an einen Felsen. Endlich sagte sein Begleiter, indem er ihm die Binde abnahm: „So, jetzt sind wir da!“

Nun sah sich Günther in einer geräumigen Felsenhöhle, die durch zwei Laternen erleuchtet wurde. In einer Ecke waren kleine starke Kisten und Leberjacks aufgestapelt, von der Art, wie die Regierungsommiäre sie brauchen zur Verpackung und Versendung von Gold aus den Minenlagern nach Bathurst und Sydney.

In einer anderen Ecke lag auf einer Wolldecke der Mann mit dem gebrochenen Bein. Es war ein unheimlich aussehender Geselle in reiferen Jahren mit schwarzem Bart und Haupthaar, blassem Gesicht und einer Hafennase. Günther blickte ihn forschend an und sagte zu sich selbst: „Das ist der schwarze Sam, daran ist nicht zu zweifeln! Da bin ich in ein schönes Banditenest gerathen!“

Es war in der That Samuel Lewis, genannt „der schwarze Sam“, ein früherer Gastwirth aus Sydney, der wegen Wechselfälschung sich in die Wildniß gestücht hatte, bevor die Justiz ihn beim Kragen nehmen konnte. Im Busch hatte er sich einigen Straßenräubern zugesellt und war bald zum Anführer gewählt worden, wozu ihn weniger persönliche Tapferkeit, als vielmehr seine Gewandtheit, List und Energie vor allen Anderen befähigte. Wirklich war unter seiner Leitung die Bande der Schrecken des ganzen Landes geworden.

„Hier ist der deutsche Doktor!“ sagte Jim. Und er stützte dann dem Verwundeten einige Worte zu.

„Tretet näher, Sir!“ sprach dieser. „Wißt Ihr, wer ich bin?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Günther. „Nun, um so besser für Euch. Richtet mir das gebrochene Bein wieder ordentlich ein.“

Der Arzt untersuchte den Schaden, streckte mit Jim's Hilfe das Bein, legte geschickt den Gypsverband an, und als er mit Allem fertig war, sagte er: „So, jetzt ist das Nöthige gethan. Ihr müßt ein paar Wochen möglichst still liegen, dann seid Ihr geheilt. Und nachdem ich jetzt Euer Begehren erfüllt habe, so entlastet mich!“

„Ihr müßt zunächst hier bleiben, Doktor.“

„Unmöglich — meine Kranken im Lager —“

„Die müssen sich gedulden.“

„Wie lange wollt Ihr mich denn hier zurückhalten?“

„So lange, bis ich aufstehen und gehen kann. Diese Maßregel ist zu meiner persönlichen Sicherheit durchaus nothwendig.“

„Sechs volle Wochen sollte ich hier zubringen müssen?“

„Warum nicht? Euer Schaden wird's nicht sein. Eure Tage ist zehn Pfund für den Tag, sagte mir Jim eben. Gut, das macht sechsmal sieben mal zehn, also vierhundertzwanzig Pfund — machen wir eine runde Summe, ich zahle Euch fünfhundert Pfund Sterling für die Kur und Euer Hierbleiben. Die Mittel dazu habe ich.“

„Ich will nichts von diesem Golde!“ versetzte Günther, auf die Lederjacks und Kisten deutend.

„Redet doch keinen Unsinn, Doktor! Fünfhundert Pfund Sterling in der Tasche sind wahrlich besser, als eine Kugel im Kopf.“

Der Deutsche schwieg.

„Nun, besinnt Euch!“

„Der Gewalt muß ich natürlich nachgeben.“

„Es ist gut, daß Ihr zu solcher weisen Einsicht kommt. Wir haben noch zwei Höhlen weiter dahinten, eine davon mögt Ihr beziehen.“

„Man wird Nachforschungen nach mir anstellen.“

„Habt Ihr Frau und Kinder, die um Euch weinen?“

„Nein.“

„Dann beruhigt Euch, Doktor. In Australien kommen und gehen die Leute unbeachtet von einem Ort zum andern. Man wird einfach im Lager glauben, daß Ihr auf Reisen seid, und sich freuen, wenn Ihr nach sechs Wochen wieder erscheint.“

Das war sehr richtig geurtheilt, wie Günther auch zugeben mußte. Er richtete sich also in der Höhle ein und pflegte seinen Patienten. Dieser wurde nach und nach mittheilbar, machte gar kein Hehl daraus, wer er sei und erzählte, er habe beim Hereinschaffen der schweren Säcke und Kisten in die Höhle das Unglück gehabt, zu stürzen und das Bein zu brechen. Speise und Trank ließ er reichlich herbeischaffen, um den Gast, wie er ihn höflich nannte, zu bewirthten. Der Deutsche mußte sich nothgedrungen in diese ihm keineswegs zusagende Lage finden, da er vorläufig keine Gelegenheit zur Flucht sah. . . .

Am Nachmittag des folgenden Tages saß er wieder am Lager des schwarzen Sam und sprach mit ihm von gleichgiltigen Dingen. Am Eingang kauerte wachhaltend einer der Kameraden Sam's. Da kam Jim herein und meldete, daß Tom, Bob und Ned angekommen wären, die auf einer benachbarten Schäferei Hammel hätten kaufen sollen. Hammel hätten sie nicht mitgebracht, wohl aber zwei Gefangene, für die sie Lösegeld erpressen wollten. „Ich glaube,“ setzte Jim bedächtig hinzu, „die Taugenichtse haben da eine richtige Dummheit gemacht. Die Gefangenen werden uns nur zur Last sein, Hammelfleisch hätten wir nöthiger.“

„Da hast Du Recht, Jim,“ sagte Samuel Lewis. „Verdammt sei die Einfalt und Habgier dieser Burschen! Wir haben doch wahrhaftig jetzt Gold genug, um nach meiner Her-

stellung irgendwo in einer anderen Weltgegend uns als Rentiers zur Ruhe zu setzen. Was find's für Leute?“

„Ein alter Herr und ein junges Mädchen.“

„Na, das fehlte uns noch! Ein junges Mädchen?“

„Die fürchterlich ängstlich ist und beständig weint. Um es kurz zu sagen, es ist der Stationshalter Henderson mit seiner Tochter. Er ist sehr reich, und Ned meint, er könne wohl tausend Pfund zahlen.“

„Verwünscht sei Ned und seine Meinung!“

Die Gefangenen wurden mit verbundenen Augen hereingebracht, und ihnen dann die Binden abgenommen. Henderson war ein sehr würdig aussehender alter Herr, seine Tochter ein reizendes Mädchen von siebenzehn Jahren. Hinter ihnen erschienen die drei Strolche mit triumphirenden Gesichtern.

„Ich hoffe, man wird uns kein Leid zufügen,“ sagte der Stationshalter. „Weine nicht, Luch! Diese Herren haben es doch nur auf mein Geld abgesehen.“

„Ihr seid Mr. Henderson?“ fragte der ehemalige Gastwirth.

„Ja, Sir,“ antwortete der Gefragte. „Und ich bin wohl in die Hände des schwarzen Sam gefallen?“

„Ihr habt dies Vergnügen, Sir. Uebrigens wünschte ich Euch und Eure Tochter hier lieber nicht zu sehen; es wäre mir angenehmer, wenn man mir zwei Hammel gebracht hätte.“

„Wohl, da ist also leicht Rath zu schaffen: gebt mich und meine Tochter frei, und ich will Euch nach einem beliebigen, von Euch zu bestimmenden Orte zwanzig Hammel schicken.“

„Damit wär's nicht abgethan!“ rief Ned.

„Wir haben diese Beiden eingefangen, als sie im Gumwalde spazieren gingen, eine Meile von der Station. Sie sollen uns mindestens tausend Pfund zahlen!“

„Nuch dazu bin ich bereit,“ sagte Henderson.

„Dann heraus mit dem Gelde,“ schrie Ned.

„Ich habe keinen Penny bei mir, auch nicht so viel Geld auf der Station. Aber ich kann Euch einen Wechsel auf die Filialbank in Bathurst ausstellen.“

„Und wer sollte den einkassiren?“

„Jrgend Einer von euch.“

„Der dann gleich in Bankkomptoir gehalten und der Polizei überliefert würde. Nein, solche Kniffe kennen wir schon, Alterchen!“

„Wie wünscht Ihr denn, daß die Zahlung geschehen soll?“

„Sam, Du mußt wissen, wie das am besten einzurichten ist, denn Du hast ja schon früher herrliche Geschäfte in Wechseln gemacht.“

Die anderen Buschklepper lachten über diese Anspielung Ned's.

„Wäre ich nicht durch den verwünschten Knochenbruch an's Lager gefesselt, so wollte ich diese Angelegenheit rasch auf's Beste erledigen,“ sagte der schwarze Sam. „So aber muß ich erst reiflich überlegen, was in dieser Sache zu thun ist. Einstweilen bleibt Ihr mit Eurer Tochter hier, Sir.“

„Aber bedenkt doch —“

„Ich bedenke meine eigene Sicherheit. Eure Bequemlichkeit kann mir gleichgiltig sein. Dem deutschen Doktor hier ergeht's ebenso. Mit ihm mögt Ihr Euch unterhalten.“

„Meine Leute werden mich suchen.“

„So lange Ihr hier bleibt, werden sie Euch gewiß nicht finden.“

„Nun, Sam, was sollen wir thun?“ fragte Ned.

„Es hat doch keine solche Eile, Kamerad,“ sagte Lewis. „Morgen wird's Zeit sein, einen Entschluß zu fassen. Du und Tom und Bob und Billy pflegt der Ruhe, trinkt Rum, wenn noch welcher da ist, und lagert draußen beim Zelt, als wäret ihr richtige Goldgräber. Kom-

men Leute von der Station in die Schlucht, um nach Henderson und dessen Tochter zu forschen, so sagt ihnen, ihr wüßtet von nichts, ihr hättet Niemand gesehen."

"Und Jim?"

"Jim mag hier bleiben."

Die vier Buschklepper entfernten sich und gingen zu ihren Kameraden draußen.

Henderson versuchte nochmals, Lewis zu bewegen, ihn und Lucy in Freiheit zu setzen, indem er versprach, er wolle das Lösegeld bezahlen und das Abenteuer geheim halten. Doch der schwarze Sam erklärte, trübe Lebensschicksale und böse Erfahrungen selbst mit den vermeintlich besten Menschen hätten ihn mißtrauisch gegen Jedermann gemacht, und sein hilfloser Zustand mache ihm gerade jetzt doppelte Vorsicht zu einer Pflicht der Selbsterhaltung.

Günther mischte sich jetzt in's Gespräch und sagte, er wolle die Bürgschaft für Henderson's redliche Absicht übernehmen. Als er diese Aeußerung that, traf ihn ein dankbarer Blick aus den schönen Augen des Fräuleins. Aber auch von solchem Vorschlag wollte der mißtrauische Lewis nichts hören. Doch hatte er nichts dagegen einzuwenden, daß die drei Gefangenen in die andere Höhle gingen, wo sie sich zwangloser über ihre Lage unterhalten konnten.

Der Doktor erzählte seinen neuen Bekannten die Art und Weise, wie er zu der Bande gekommen sei.

"Hoffen wir auf einen günstigen Zufall," sagte er schließlich, "der uns aus der Gewalt dieser Buschklepper rettet."

"Es sind dieselben, glaube ich, welche den großen Goldtransport der Regierung geraubt haben," flüsterte Henderson.

"So ist's, Sir. Die Kisten und Säcke liegen alle in der vorderen Höhle. Die Sorge um sich selbst und die Sorge um den Schatz sind für Lewis zwingende Ursachen, uns so zu behandeln, wie er es thut."

"Wie werden meine Mutter, wie werden meine Schwestern in Angst um unser Verschwinden sein," seufzte Lucy.

"Meine Söhne und meine Dienstleute werden uns überall suchen," setzte Henderson hinzu; "vielleicht werden sie hier vorbeikommen, aber uns nicht finden, denn von dieser versteckten Felsenhöhle haben nur die Spitzbuben Kenntniß."

Sie sprachen noch weiter miteinander, bis nach einiger Zeit Günther zum schwarzen Sam gerufen wurde. "Er fühlt sich ein bißchen schwach, Doktor," sagte Jim. "Ihr müßt ihm etwas Stärkendes geben."

"So will ich ihm eine tüchtige Dosis Morphium verabreichen," raunte der Arzt dem Stationshalter zu. "Wenn er in tiefen Schlaf sinkt, so kann er jedenfalls unsere Gespräche nicht belauschen."

Und er ging mit Jim zu Lewis, um diesem den Schlastrunk zu mischen.

Es wurde Abend. Der schwarze Sam schlief wie ein Todter. Da knatterten draußen Revolvergeschüsse. Der Knall davon drang freilich nur schwach in die Höhle.

"Teufel, was mag da los sein?" brummte Jim horchend und sichtlich in Unruhe.

Wieder krachten einige Schüsse.

"Ich muß doch mal nach dem Rechten sehen," sagte der Wächter. "Versucht nicht, mir zu folgen, Doktor, das rathe ich Euch! Meine Kameraden haben Befehl, Euch ohne Weiteres niederzuschießen, wenn Ihr zufällig den Ausgang finden und Euch in demselben zeigen würdet."

Günther antwortete nicht. Jim nahm eine Laterne und ging hinaus. Noch ein Schuß krachte in diesem Augenblick; dann war Alles still.

Der Doktor war nun allein mit dem fest schlafenden Lewis. Es verging eine halbe Stunde. Jim kam nicht zurück, auch kein an-

derer der Buschklepper ließ sich blicken. Da ging Günther zu Henderson und Lucy hinein.

"Es muß etwas Außerordentliches vorgefallen sein," sagte er. "Draußen wurde geschossen. Jim und die anderen Schurken sind verschwunden und kommen nicht zurück. Ich will nun versuchen, den Ausgang zu finden. Lewis schläft wie ein Murmelthier; ich habe ihm eine so starke Dosis Morphium gegeben, daß ich sie kaum vor meinem ärztlichen Gewissen verantworten kann."

Damit nahm der Doktor entschlossen die Laterne und schritt aus der vorderen Höhle in den engen Felsenspalt, der nach seiner Meinung zum geheimnißvollen Ausgang führen mußte.

Nachdem er eine Strecke weit vorwärts gekommen war, sah er mehrere Zerklüftungen im Felsen vor sich und wußte nicht, in welche er eindringen sollte. Er ging auf gut Glück in die erste, konnte aber bald nicht weiter und mußte umkehren; darauf ging er in die zweite und dann in die dritte. In dieser letzteren bewachte er, als er um eine Biegung kam, Lichtschimmer. Es stand da Jim's Laterne, aber Jim war nicht dabei. Günther schlich vorsichtig weiter und stieß auf ein Gewirre von Ranken und Wurzeln. Es war eine dichtverwachsene Masse von Schlingpflanzen, die wie ein Vorhang vor dem schmalen Höhleneingang niederhing und denselben vollständig verdeckte.

Mit einiger Mühe schob er die schwere Masse beiseite und trat in's Freie, in die Schlucht, welche vom Mondschein nur schwach erhellte wurde. Der geheime Eingang war nur wenige Schritte hinter dem Zelte. Kein lebendes Wesen war zu sehen, Alles todenstill. Der Doktor wollte am Zelte vorbei, da stieß sein Fuß an einen Leichnam. Er leuchtete umher und sah noch andere Körper in der Grube liegen. Dreißig Schritte weiter, an dem Aste eines verkrüppelten Gummitbaumes hingen Jim, Billy und Ned, offenbar als Opfer rascher Lynchjustiz.

Erst lange Zeit nachher erfuhr der Deutsche den Hergang der Sache. Eine große Schaar von Goldgräbern war zufällig in die Schlucht gekommen, hatte die Banditen als Besitzer gestohlener Lizenzen, als Räuber und Mörder erkannt und kurzen Prozeß mit ihnen gemacht. Ein wilder Kampf war entstanden; mehrere der Buschklepper waren erschossen worden und die anderen hatte man aufgehängt.

Der Doktor ging in die Höhle zurück, wo Henderson und die schöne Lucy ängstlich auf ihn harren, und berichtete, was er gesehen. "Fürchtbare Strafe hat die Schurken ereilt," sagte er. "Der Weg ist frei!"

Sie gingen alle Drei durch die vordere Höhle an dem schlafenden schwarzen Sam vorbei.

"Der gefährliche Bursche muß der Polizei überliefert werden," meinte Henderson.

"Das soll auch geschehen," sprach Günther zustimmend. "Vor Ablauf von vierundzwanzig Stunden wird die Polizei ihn festnehmen."

"Aber wenn er vorher erwacht?"

"Das thut nichts. Mit seinem gebrochenen Bein kann er nicht flüchten."

"Und das Gold?"

"Das liegt da sicher genug zur Verfügung des Regierungskommissars, den ich benachrichtigen werde."

Als sie draußen angekommen waren, erbehte Lucy bei dem schauerlichen Anblick.

"Wie weit ist's nach der Station?" fragte der Doktor.

"Neun englische Meilen etwa."

"Für das Fräulein ist das ein beschwerlicher Marsch. Ich hatte ein Pferd hier draußen, aber dasselbe ist leider verschwunden."

"Begleitet uns nach der Station, Sir! Mein bestes Pferd steht zu Eurer Verfügung, um nach dem Lager zurückzukehren."

"Ich nehme dankend an, Mr. Henderson!"

Zum Glück brauchten sie nicht den ganzen langen Weg zu gehen. Als sie aus der Schlucht heraus und ungefähr eine Meile weiter gelangt waren, begegneten sie einigen berittenen Dienstleuten des Stationshalters, die ihren Herrn und dessen Tochter suchten. Die Leute überließen natürlich jogleich ihre Pferde den beiden Herren und der jungen Dame und gingen selbst zu Fuß hinterher.

Auf solche Weise kamen sie bald auf der Station an zur Freude der Familienangehörigen, die sich recht geängstigt hatten und nun sehr erstaunten, als sie vernahmen, was geschehen war.

Günther ruhte sich kurze Zeit aus und ritt dann nach dem Lager, wo er dem Regierungskommissar und dem Polizeioffizier sofort Alles mittheilte. Beide machten sich mit Mannschaft unverzüglich auf den Weg nach der Höhle. Der Doktor übernahm die Führung.

Als er mit den Polizisten in den Schlupfwinkel drang, erkannte ihn Samuel Lewis sofort, der sich seit etlichen Stunden vergeblich heiser geschrien nach seinen Leuten, und feuerte stuchend einen Revolverschuß auf ihn ab, traf aber nicht. Zwei Polizisten stürzten auf ihn los. Da richtete er den Revolver gegen die eigene Brust und tödtete sich durch einen Schuß in's Herz.

Der Polizeioffizier nahm ein Protokoll über den Hergang auf. Die Leiche ließ man in der Höhle liegen. Die Kisten und Säcke voll Gold wurden auf Lastpferde geladen und nach der Hauptstadt geschafft.

Günther erhielt die ausgelegte große Belohnung und wurde dadurch plötzlich ein sehr wohlhabender Mann. Die Familie Henderson besuchte er fortan häufig und endlich blieb er ganz bei derselben, indem er mit der schönen Lucy sich vermählte.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Geschichte eines Papagei's. — Als Alexander Dumas, der große Romandichter, in seiner Jugend nach Paris kam, um sein Glück zu machen, was ihm dem ja auch später in so erstaunlichem Maße gelang, da mußte er sich zunächst sehr knapp behelfen, denn seine Mutter, die Wittve eines republikanischen Generals, war sehr arm. Er suchte und fand die Protektion einiger ehemaliger Freunde und Waffengefährten seines Vaters; einer derselben, General Joy, verschaffte ihm eine kleine Anstellung im Bureau der Güterverwaltung des Herzogs von Orleans. Auch Andere kamen ihm freundlich entgegen, besonders ein alter pensionirter Oberst Bro, der ein eifriger Jagdsfreund und nebenbei Ornitholog, ein großer Kenner der Vogelwelt, war. Da Dumas auch den Freunden des edlen Waidwerks gern huldigte, so lud der Oberst ihn bisweilen zu Jagdpartien ein nach dem Leide von Enghien, wo er die Wasserjagd gepachtet hatte, um Enten und anderes Geflügel zu schießen. In seiner Wohnung hatte Bro eine kleine Menagerie von ausländischen Vögeln; das Prachtstück dieser Sammlung war ein schöner zahmer Ara, der frei in den Zimmern umherhüpfte und flatterte. Unbegreiflicherweise aber offenbarte dieser Papagei eine feltame Antipathie gegen den jungen Dumas, dem er einmal durch einen tüchtigen Biß eine Wunde an der linken Hand beibrachte.

Eines Tages, als Dumas zu Bro ging, um mit ihm über einen beabsichtigten Jagdausflug Vereinbarung zu treffen, hatte der Oberst gerade Besuch und Dumas wartete also im Salon eine Zeitlang. Hier flatterte der Papagei umher und mit ansehend neuen tüchtigen Gelüsten auf den jungen Mann zu, der durch die Pantomime eines Fußtritts den Vogel zu verschrecken suchte, ihn aber dadurch nur noch wüthender machte. Der Ara krächzte wild, sträubte die Federn, flatterte wüthend auf ihn zu und hätte ihm unsehbar das Gesicht zerhackt, wenn der Gefährdete nicht noch im letzten Augenblick hurtig zugegriffen und mit seiner kräftigen Faust den Hals des Vogels umfaßt hätte. Dabei geschah denn ganz absichtslos das Verhängnißvolle: der Ara war auf einmal ganz still und ließ die Flügel schlaff hängen, einfach aus dem Grunde, weil Dumas in seinem

gerechten Vertheidigungseifer das unglückselige Thier erdroffelt hatte.

Freilich hatte er ja gewissermaßen im Zustande der Nothwehr sich befunden, aber dennoch war ihm die Sache äußerst unangenehm. Er wußte ja, wie sehr Bro den Ara als Kleinod seiner ornithologischen Sammlung schätzte. Wie leicht konnte nun der Oberst gegen den Mörder des geliebten Vogels einen heftigen Widerwillen fassen und ihn in Zukunft von den schönen Jagden in Engchien ausschließen! Dies wollte Dumas um jeden Preis zu verhindern suchen. Er schaute sich spähend um. Die Thüre zum Schlafzimmer stand offen. Da ging er mit dem Vogel-Leichnam hinein, zum Bette des Obersten, hob die Decke ein wenig auf und schob behutsam den erdroffelten Ara so tief unter dieselbe, als er reichen konnte. Dann kehrte er in den Salon zurück und setzte sich da ganz ruhig wieder hin.

Nach einer kleinen Weile kam Bro herein. Die

Beiden sprachen kurze Zeit miteinander über die beabsichtigte Jagdpartie, und darauf entfernte sich Dumas. Als er nach einiger Zeit wieder kam, sah er den todten Ara, sehr schön ausgestopft, auf einer Stange befestigt. „Sie wundern sich wohl darüber, mein lieber Dumas?“ jagte der Oberst lächelnd. „Noch vor wenigen Tagen war das liebe Thierchen so munter, und nun sitzt es da mit Glasaugen. Ja, das ist eine ganz seltsame Geschichte mit meinem Ara! So sehr ich auch den Tod meines Lieblings beklage, so ist doch das Hinscheiden desselben für die Wissenschaft von wahrlich nicht geringem Interesse, und dieser erhebende Gedanke allein ist es, der mich über den schmerzlichen Verlust tröstet. Ich weiß nicht, lieber Dumas, ob Sie jemals darüber nachgedacht haben, wie die Thiere mit ihrem wunderbaren Instinkt es machen, wenn sie das Herannahen des Todes fühlen. Betrachten wir in solcher Hinsicht speziell die Vögel! Ein einziger Schwarm kanarischer

Wandertauben enthält, wie man sagt, oft mehr Individuen, als es Menschen auf dem Erdball gibt. Darnach kann man wohl rechnen, daß weit über zehntausendmal mehr Vögel vorhanden sind, als Menschen. Wo bleiben nun alle die zahllosen Leichen der Vögel, die alljährlich an Altersschwäche oder anderen Umständen sterben? Wie selten findet man einen todten Vogel auf dem Felde! Nun haben aber doch die Vögel nicht wie die Menschen Leichenbestattungsanstalten, die sich mit dem zweckmäßigen Begleichen der Todten befassen. Wie geschieht es denn nun in der Vogelwelt? — Ganz einfach ist's! Mein geliebter Ara hat mir dies seither so dunkle und räthselhafte Geheimniß wunderbar enthüllt. Neulich — es war an dem Tage, als Sie mich besuchten — da vermischte ich meinen Papagei. Ich stellte Nachforschungen an; er war nicht zu finden. Aber als ich Abends spät, immer an den lieben Vogel denkend, mich zur Ruhe legen und in's

Humoristisches.



Zurückgegebene Grobheit.

Prinzipal: Sie sehen doch, daß man Ihnen keine Arbeit anvertrauen kann. Gebe ich Ihnen einmal eine schwierige Aufgabe, gleich steht der Däse am Berge.

Kommis: Herr Prinzipal, ich bin kein Berg.



Beruhigend.

Johann, meine Cigarrentischen leeren sich auffallend rasch, seit ich Sie in Dienst genommen habe! Sollten Sie vielleicht —

— O nein, gnädiger Herr. Ich habe noch von meinem früheren Herrn zehn Kistchen voll im Koffer!

Bett steigen wollte, da fand ich zu meiner größten Ueberraschung das arme Thier tief unter der Decke — regungslos, todt! Also da haben wir unzweifelhaft die Lösung des Räthsels! Die Vögel, wenn ihr Gefühl ihnen sagt, daß ihr Lebensende nahe, dann verkriechen sie sich in eine dunkle Höhle und sterben darin, gewissermaßen in selbstgeschaffenen Grabe. Ist das nicht höchst interessant? Ich bin Mitarbeiter einer ornithologischen Zeitschrift und habe über diese Angelegenheit einen Artikel dafür geschrieben, der sicherlich viel Aufsehen erregen wird.“

Mit nicht geringem Erstaunen hatte der junge Autor dem Vortrage des braven alten Offiziers gelauscht; er hielt es nicht für weislich, ihn über den wirklichen Sachverhalt aufzuklären, sondern gönnte ihm gern die Freude über die vermeintliche wissenschaftliche Entdeckung. Und auch dem tüchtigen Ara, der ihm einmal durch einen Biß die Hand so arg verletzt hatte, gönnte Dumas es von Herzen, daß er nun ausgestopft und ein hochberühmtes Thier in der ornithologischen Wissenschaft geworden war. [F. L.]

Ein hübsches Kompliment machte Haydn einst der vielgefeierten Sängerin Mara. Reynolds hatte Letztere als heilige Cäcilie gemalt, wie sie verzückt dem Gesang der Engel lauscht. Als der Künstler Haydn das Bild zeigte, sagte Letzterer:

„Es ist gut getroffen, aber ein merkwürdiger Irrthum ist Ihnen doch passiert.“
 „Was für ein Irrthum?“ fragte Reynolds bestürzt.
 „Sie malen die Cäcilie, wie sie den Engeln lauscht, statt Engel zu malen, die Cäcilien zuhören.“ [Th.]

Wilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 9.

Auflösung des Wilder-Räthsels in Nr. 7:

Sei sorglos, was die Zukunft bringen werde — Volkommen ist kein Glück auf dieser Erde.

Räthsel.

Groß ist die Anzahl aller Dever, Die es Dir nennt im deutschen Land, Kaufleute, Krieger, Bauern, Lehrer, Mein Name glänzt in jedem Stand. Doch größer, ja das Allergrößte Wird es sofort auf Erden hier, Sobald aus ihm entschlossen löste Man seines Mittelpunktes Bier. Da, wo das Land erreicht sein Ende, Wird es erblickt, und ob man sich Nach Norden oder Süden wende, Zeigt es zuletzt sich sicherlich.

Auflösung folgt in Nr. 9. [M. Paul.]

Logogriph.

Nimmst Du mir häßlichem Insekt Das lange I, das in mir steckt, Und fügt ein n zum Fuße mir, Dann ändert herrlich sich das Blatt, Denn eine deutsche Handelsstadt Tritt deutlich vor die Augen Dir.

Auflösung folgt in Nr. 9. [Adolf Nagel.]

Auflösung des Homonyms in Nr. 7: Strauß.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung, Kommandit-Gesellschaft auf Aktien. Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.